

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Pforzheimer Anzeiger 1943

58 (10.3.1943)

Wforzheimer Anzeiger

Bezugspreise:
Bei Bestellung durch die Trägerin monatlich RM 1,80 (einschl. Frachtkosten); für Selbstabholer am Schalter und bei den Kiosken RM 1,50, für Postbesteller RM 1,96 (einschl. Postgebühren). Einzelverkaufspreis 10 Pfennig. Postfachkonto Nr. 9180 Amt Karlsruhe. — Postfach Nr. 131.

Tageszeitung für nationalsozialistische Weltanschauung
Einziges amtliches Veröffentlichungsblatt für den Amtsbezirk Wforzheim

Verleger und Hauptverwalter: Dr. Hans Bode (u. St. Wehrmacht). Chefredakteur: Max Bode. Stellvert. Hauptverwalter und Chef vom Dienst: Erich Krupel. Druck und Verlag: Bode, Bode, alle in Wforzheim. Engstr. Nr. 23/25. Telefon Nr. 5044 bis 5047. — Zur Zeit gilt Preisliste 9.

Anzeigenpreise:
13 Pfennig je Millimeter Großspalte, Zeitungszeile 50 Pfennig je Millimeter. Kennzeichnungsgebühr 25 Pfennig. Nachdrucke nachfolgend 1. Mengendrucke B. Preisliste 9 für fernmündlich erteilte Aufträge, Abbestellungen und das Erscheinen an bestimmten Tagen keine Gewähr. — Gerichtsstand Wforzheim.

Gegründet 1873

Mittwoch, den 10. März 1943

70. Jahr / Nr. 58

Die deutsche Nation soll ausgelöscht werden!

Zynisches Geständnis Duff Coopers über die Absichten der britischen Kriegshetzer

Der Raum als Waffe

Von Generalleutnant Dittmar

(X) Der Raum ist, rein verkehrstechnisch gesehen, immer der Gegner dessen, der vormarschiert. Er ist es vor allem für den, der sich in Feindesland vorwärts bewegen muß. Bisher sind so gut wie immer wir es gewesen, die mit den Sowjets und den Feinden des Raumes zugleich den Kampf aufnehmen mußten. Jetzt hat sich das Blatt gewandt, jetzt sind wir es, denen die Vorteile des Raumes und seiner Weite zuteil werden.

Man verheißt uns nicht falsch: Wir denken nicht daran, mit einem billigen Trost die Schwere des Rückschlages, den wir auf dem Südtell der Ostfront erlitten haben, vertuschen zu wollen. Wir wollen die Rückschlüsse, die wir vom Don und vom Kaukasus ansetzen müssen, so sehr sie im einzelnen, vor allem in der Haltung der Truppe, höchst ruhmvolle Züge tragen, nicht nach dem Wüter unserer Gegner als operative Erfolge darstellen, die Anlaß zur Genugtuung geben könnten. So liegen die Dinge nicht. Das deutsche Volk ist stark genug, um auch Dinge zu ertragen, die schmerzhaft und belastend sind. Mehr noch: Es ist dankbar, sie zu kennen, weil sie ihm den Ernst der Lage sichtbar machen und es dazu aufrufen, das Maß seiner Anstrengungen zu vervielfachen. Aber je objektiver wir deshalb die Ereignisse zu beurteilen suchen, um so mehr dürfen wir auch jene Umstände in den Vordergrund stellen, die in unserem Sinne wirken und die zur Bewältigung beitragen können, daß die Geschehnisse der letzten Monate nichts sind als ein schmerzlicher Hebergang.

Wir haben dem Raum als Waffe, und zwar als Waffe in unserer Hand, schon jetzt viel zu verdanken. Die Lage im Süden der Ostfront nach der Einschlebung der 6. Armee im Raum von Stalingrad und nach dem Einsturz der anschließenden Frontteile war — das wissen wir heute alle — über-

Ja, darum ruf ich Vaterland und Freiheit!
Dieser Ruf muß bleiben
Wenn lange unsrer Gräber Sand
Und unsern Staub die Winde treiben.

E. M. Arndt

aus erfüllt. Es hat Lage, ja Wochen voll unerhörter Spannung gegeben, in denen nur schwächste eigene Kräfte zwischen den vordringenden sowjetischen Angriffsspitzen und jenen Abwehrstellungen standen, an denen die neue deutsche Front bis zu festigen begann. Wenn die Sowjets erst viele Wochen später dort mit beträchtlichen Kräften in den Kampf eintraten, so war dies zunächst, wie wiederholt betont, eine Folge des heldenhaften Aushaltens der Besatzungen von Stützpunkten und Agelstellungen, in erster Linie der Kämpfer von Stalingrad, die sich als Wellenbrecher aufs höchste bewährten. Aber die sperrende Wirkung dieser Ecksteine der Abwehr wäre unter anderen Entfernungen und Verkehrsverhältnissen als denen des östlichen Raumes nicht denkbar gewesen. Erst in Verbindung mit diesen gewann der hartnäckige Widerstand der hier haltenden deutschen Kräfte seinen eigentlichen Sinn und Zweck.

Ein Vergleich möge dies deutlich machen: In wenig mehr als fünf Wochen legten im Sommer die deutschen Angriffsscharen den Weg zwischen dem Donez und dem Vorlande vor Stalingrad unter Wärschen und Gefechten zurück; die sowjetische Gegenoffensive hat die Zeit vom 20. November bis Mitte Februar gebraucht, um den gleichen Raum zu überwinden. Natürlich sprechen hier auch andere Faktoren mit, aber wir werden nicht schlagend, wenn wir den Widerstand unserer Stützpunkte, verbunden mit den Erschwerungen, die die Eigenart des Raumes und des winterlichen Klimas den Sowjets in den Weg legte, als entscheidend ansehen. In keinem Falle wird sich die bolschewistische Führung auf eine gewollte, aus dem Streben nach Raumfähigkeit geborene Verlangsamung der Bewegungen berufen können; sie wäre unter den gegebenen Verhältnissen nicht zu rechtfertigen gewesen.

Wir ernten jetzt die Früchte unseres stürmischen Vormarsches aus den Jahren 1941 und 1942. Der Raum, früher unser Feind, ist jetzt für uns zu einer Waffe geworden, weil er in hohem Maße die Freiheit des Handelns verbürgt. An keiner Stelle kämpfen wir mit dem Rücken gegen eine Wand, wie sie auf anderen räumlich beschränkteren Kriegsschauplätzen — etwa mittel- oder westeuropäischen Ausmaßes — sich weit ausgreifenden Bewegungen in der Gestalt natürlicher Grenzen bald entgegenstellen würden.

Die ausgesprochene Vorsicht, mit der die Sowjets vielfach ihre Angriffsspitzen vorgehen lassen, war eine Folge unseres Beweglichen, auf Wechsel zwischen Ausweichen, Abwehr und Gegenangriffen gegründeten Kampfes. Sie beweist, daß der Gegner die ihm auf diese Weise beigebrachten erheblichen Verluste zu scheuen gelernt hat. Ohne die den deutschen Truppen zur Verfügung stehende Weite des Raumes wäre diese Form der Gefechtsführung aber nicht denkbar. Sie hat auch einer gewaltigen Heberzahl gegenüber bisher noch immer den von den Sowjets angeführten tiefen Durchbruch zu verhindern vermocht.

Damit ist viel gewonnen. Vergessen wir nicht, daß diese Offensive unseres östlichen Gegners von einem Aufbruch an Menschen und Kampfmitteln getragen wird, wie noch keine zuvor. Erst in der

dnb Genf, 9. März.

„Was immer das Ergebnis dieses Krieges ist, laßt uns dafür sorgen, daß es dann keine deutsche Nation mehr gibt.“ Diesen Ausdruck leitete sich Duff Cooper, der gegenwärtig Kanzler für das Herzogtum Lancaster ist, in einer Rede, die er — der „Daily Mail“ zufolge — in London hielt.

„England stehe in einem Kampf um Leben und Tod mit der deutschen Nation. Diese Nation existiere erst seit etwa einem Jahrhundert. Und sie sei von jeher eine Gefahr für den Weltfrieden gewesen. Die Deutschen seien jetzt viel gefährlicher als je zuvor in diesem Kriege.“

Duff Cooper, einer der vorantworlichsten Kriegshetzer, gibt mit dieser von Satz triefenden Parole endlich einmal zu, warum Churchill und seine Helfershelfer diesen Krieg entfacht haben: „Auslöschung der deutschen Nation.“ — Das ist die Lösung der jüdisch-bolschewistisch-demokratischen Kampagne. Das deutsche Volk nimmt diese blutrünstige Scharparole zur Kenntnis. Es wird sich ihrer erinnern, wenn

die Stunde der Abrechnung mit diesen Verbrechern an der Menschheit schlägt.

Nach Berichten aus Washington hielt dort der Gouverneur des Staates Minnesota, Harold E. Stassen, eine Rede, in der er in echt amerikanischer Ueberheblichkeit seine Meinung über die zukünftige Neugestaltung der Welt von sich gab. Dabei ließ er den von Roosevelt und seinen jüdischen Beratern geführten Haßgefühlen gegen Deutschland und Europa den freiesten Spielraum. Er forderte, daß nach der Niederwerfung (!) der Achsenländer in diesen Regierungen gebildet werden, die sich aus Bürgern der anglo-amerikanischen Staaten zusammensetzen müßten; er forderte weiter die Aufrichtung einer internationalen Polizeigewalt in diesen Ländern, ferner die internationale Verwaltung aller Flughäfen und Fluglinien der Welt sowie die Aufrechterhaltung des Rechts und Rechtstums.

Was das deutsche Volk und die Völker Europas von ihren Feinden zu erwarten haben, haben neben e Stellen bereits mehrfach namhafte Interpreten des Roosevelt-Regimes in mehr oder weniger brutaler Form zum Ausdruck gebracht, aber sie dürfen versichert sein, daß sie zur gegebenen Zeit die Rechnung für ihre verbrecherischen und barbarischen Pläne präzisiert bekommen.

Stalin handelt auf eigene Faust

England und die USA sind für ihn willige Werkzeuge

(Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung)

Dr. Sch. Berlin, 10. März.

Die Reden unserer Feinde in diesen Tagen erfüllen die Gemeinamkeit der Sorgen, das gegenseitige Mißtrauen, aber auch den Haß gegen das deutsche Volk. Stalins Erklärung, die Sowjetunion sei leibhaftig gestungen, die Zeit des Krieges allein zu tragen, deshalb habe sie auch ihre eigenen Kriegsziele, von denen sie nicht abweichen werde, hat schnell ihre Erwidrerung durch eine Rede des amerikanischen Vorkämpfers in Moskau vor den dortigen britischen und USA-Pressereportern gefunden. Der Vorkämpfer hat auf die großen Versicherungen und Kredite der USA an die Sowjetfront hingewiesen und pathetisch erklärt, wenn Moskau zu verstehen geben wolle, daß Amerikas Hilfe nichts bedeute, dann könne der amerikanische Kongress auch anderes beschließen.

Die „Times“ schreibt zu dieser Rede, sie habe die amerikanische Hilfe für die Sowjets groß herausgeholt, aber nicht erzählt, daß England 80 Prozent mehr als die USA an die Sowjetfront geliefert

habe. In den Londoner Blättern fehlt bei der Rede Stalins die Wiedergabe der Drohung Stalins, wenn die Sowjetunion zu verstehen geben werde, daß die USA-Hilfe nichts bedeute, werde der amerikanische Kongress vielleicht andere Beschlüsse fassen. In dem Ausbleiben dieses Satzes der Stalinschen Rede in den Londoner Blättern will „Stockholm Tidningen“ die Vorbereitung auf eine kommende Erklärung Englands über seine Hilfe an die Sowjets herauslesen. Schon gekent schied „Daily Mirror“: England habe durch seine Versicherungen an die Sowjetfront die große Winteroffensive und die räumlichen Erfolge der Sowjets ermöglicht.

Kat am gleichen Tage hat Amerikas Vizepräsident Wallace in Boston den dritten Weltkrieg prophezeit, wenn nicht schon mit Abschluß dieses Krieges eine völlige Uebererinstimmung mit den Sowjets geschaffen werden könne. — Der Amerikaner erklärte in Boston, Ende 1943 würden die USA durch die Hilfe an die Sowjets und die übrigen Leistungen aus dem Rechts- und Kriegesgesetz eine Kriegsschuld von 300 Milliarden Dollar angeammelt haben. Das könne leicht zur Katastrophe führen, wenn dieses größte Problem aller Zeiten nicht rechtzeitig angefaßt werde.



Gefangene Amerikaner strömen in die Sammellager

Bei den erfolgreichen Angriffsunternehmungen der Achsentruppen im tunesischen Kampfraum wurden zahlreiche Amerikaner gefangenengenommen. Die Härte und Unerbittlichkeit des deutschen Zupackens hatten sie sich nicht träumen lassen. Nun sind sie froh, dem Krieg, von dem sie sich ganz andere Vorstellungen gemacht hatten, entronnen zu sein. (PK-Kriegsbericht Heidrich-Sch.)

Tiefe des Raumes kann das zeitweise verlorengegangene Gleichgewicht der Kräfte wieder hergestellt werden. Nur darauf, daß dies geschieht, kommt es an, erst in zweiter Linie auf das „Wo!“ Die östlichen Weiten mit ihren schrankenlosen Ebenen sind das klassische Gelände einer Bewegungskriegsfront. Ihre Stempel ausdrückt, können binnen kurzem schon wieder durchaus andere, ja gegenteilige Verhältnisse eintreten. Ein Beispiel dafür sind die Kämpfe im Raum um Charlow.

Man mag uns auf gegnerischer Seite nachsagen, daß wir damit ein Kampfesverfahren zur Anwendung brächten, das wir den Grundzügen unserer sowjetischen Gegner entlehnt hätten. Ob dem wirklich so ist, mag dahingestellt bleiben. Uns will scheinen, als ob zwischen der elastischen Abwehr deutscher Art und dem sowjetischen Ausweichverfahren, wie wir es 1941 und im Sommer 1942 kennen lernten, erhebliche Unterschiede beständen. Sicher ist aber auch, daß ähnliche Voraussetzungen der Parochast

wie der operativen Zielsetzung auch zu ähnlicher Kampfesweise führen. Im übrigen ist es immer ein Zeichen von Klugheit gewesen, sein Kampfesverfahren den jeweiligen Notwendigkeiten und Gegebenheiten anzupassen. Was gestern richtig und zweckmäßig war, wird es morgen oder übermorgen vielleicht nicht mehr sein.

Zusammenfassend sei nochmals betont: Wir haben im Osten eine solche Raumweite erlangt, daß wir den Boden, auf dem sich die große Winteroffensive abspielt, in erster Linie als Kampfesplatz, erst in zweiter Folge nach seinem Eigenwert einschätzen dürfen. So können wir uns seiner als einer Waffe bedienen, die uns das ermöglicht, was in der jetzigen Phase des Kampfes allein von Bedeutung ist: den Kampf so zu führen, daß sein Ergebnis im Sinne der Clausewitzschen Weisheit bestehen kann, die nur einen Erfolg als absolut anerkennt: den Enderfolg. „Bis dahin“, so sagt er, „ist nichts entscheidend, nichts genannt, nichts verloren! Das Ende krönt das Werk!“

Totale Entscheidung!

Am Rande des Krieges mit den Waffen, der im Osten darüber zu entscheiden hat, ob die weißen Völker in der Zukunft Kulturträger bleiben oder zu einer Art Sklaven und Hausierer der jüdischen Rasse erniedrigt werden, — am Rande dieses epochalen Entscheidungskampfes tut sich etwas. Seine Anstifter, die westdemokratischen „Freiheits“-Helden, veranstalten gegenwärtig ein lärmendes Welttheater. Von ihren letzten guten Geistes im Stich gelassen, reißen sie im Westfront unter sich die heutzutageigen Kapitalistenmäuler weit auf und gestikulieren wie wildgewordene Börsenspekulanten, von denen jeder seine Kurze steigen sehen möchte und jeder bereit ist, den Konkurrenten zu ruinieren. Der Streit um ihre Forderungen und Ansprüche untereinander kann jedoch so wenig ihre eigene Angst überdauern, wie die Gebete der anglikanischen Erzbischofen den flammenden Riß zwischen dem Kreml und der ihm verbündeten, d. h. hörigen Plutokratensippigkeit zu fitten vermögen. Es ist recht so: Mit der Länge dieses Krieges wird immer mehr Klarheit auf dem Erdrund geschaffen, und er öffnet letzten Endes auch denjenigen Völkern die Augen, die in den Krieg verführt wurden mit der Verheißung, daß jedem von ihnen der Siegerspreis winkt.

Es will uns scheinen, als ob der Terror und das Vernichtungsgeschrei unserer westlichen Gegner nur noch dem Gefühl der Ohnmacht entspringt, in die sich die Geldhändler gegenständig hineinschmeißeln haben. Das wäre der Fluch ihres Denkens und Fassens! Kann doch der Mensch, den materielles Denken ausschließlich beherrscht, nicht anderes als jeden idealen Gedanken mit Haß verfolgen. Doch haben — wie auch die Weltgeschichte lehrt — die Geldmächtigen allezeit dazu geneigt, die Träger eines Ideals oft genug zu unterdrücken.

Der Nationalsozialismus weiß, gegen wen dieser Krieg vom deutschen Volk geführt werden muß. Er trifft seine Vorkehrungen Schritt um Schritt in diesem schweren Affengang. In dem Maße, wie die Dinge reif werden, steigern wir unsere Kräfte und werden alsbald das Ergebnis dieser Steigerung und Anspannung vor unseren Augen sehen. Die unausbleiblichen Kriegen eines Kampfes um Sein oder Nichtsein werden uns weder in hysterischen Wutausbrüchen noch in dem Zustand lähmenden Erschreckens. Sie sind uns Anlaß zu neuer, wenn erforderlich gewalttätiger Anstrengung in diesem Ringen.

Im Osten steht und fällt unser Schicksal. Die Bogen des übermächtigen Feindes prallen gegen die Mauer, die sich nach der Zusammenfassung unserer Kräfte dort aufgerichtet hat. Wie und wann die Entscheidung gewählt wird, das zu bestimmen, bleibt dem Führer überlassen. Aber sie konnte niemals herbeigeführt werden, bevor nicht allen Beteiligten — nicht bloß dem deutschen Volk! — die Größe der Gefahr ins nahe Blickfeld gerückt war. Das ist inzwischen geschehen. Mit der Konsolidierung aller Streit- und Rüstungskräfte, die der europäischen Kontinent unter Führung der Achse zum Eintritt in den totalen Krieg freimacht, nähern wir uns dem Zeitpunkt der totalen Entscheidung. Auf ihn bereitet sich jetzt alles vor. Wägen wir es nicht selbst, das Rabengeschrei unserer Gegner würde unsere Aufmerksamkeit auf das Kommende lenken. Mit ihrem Lärm tun sie so, als ginge es auch in diesem Falle wie in ihren Parlamenten, wo über dem Tumult der sogenannten Reden und Meinungsäußerungen die wichtigsten Beschlüsse verfaßt werden. Davon kann in dem Entscheidungskampf nicht die Rede sein. In dem Maße, in dem wir uns Garantie verschaffen, daß dieser Krieg für uns nicht verloren geht, erkennen sie drüben über dem Kanal und jenseits des Ozeans, daß sie ihn nicht gewinnen können!

An uns aber ist es, wie der Führer in seiner Proklamation zum 30. Januar 1943 sagte, unsere Pflicht so zu erfüllen, daß wir nach dem uns vom Schöpfer gegebenen Gesetz des Kampfes ums Dasein, ohne jemals zu verzagen, keine Leben schonen und keine Arbeit scheuen, um das Leben unseres Volkes für die Zukunft zu erhalten. Dann wird uns einst die große Stunde schlagen, in der unser Volk frei ist und sich als Sieger seiner Feinde entbedigt hat. E. L.

Neue Eichenlaubträger

dnb Berlin, 9. März.

Der Führer verlieh am 6. März das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an: Oberst Hans Miksch, Führer einer Kampfgruppe, als 201. Soldaten; Hauptmann Walter Scheuermann, Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment, als 202. Soldaten; Generalleutnant Gustav Schmidt, Kommandeur einer Panzer-Division, als 203. Soldaten; Hauptmann v. Hel. Dr. Gerhard Jaha, Abteilungsleiter in einer Panzerdivision, als 204. Soldaten; Oberst Johann Mickl, Kommandeur einer Panzer-Grenadier-Brigade, als 205. Soldaten; Hauptmann Wilhelm von Malachowski, Kommandeur einer Sturmgeschütz-Abteilung, als 206. Soldaten; Oberfeldwebel Bruno Rohms, Zugführer in einem Jäger-Regiment, als 207. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Türkei bleibt Hüter der Meerengen

Wie der englische Nachrichtenbericht aus Kairo meldet, hatte ein ungenannter ägyptischer Korrespondent eine Unterredung mit dem türkischen Premierminister Sütra Saracoglu. Der Ministerpräsident habe bei dieser Unterredung u. a. festgestellt, daß, was immer sich auch ereignen möge, die Türkei als Hüter der Meerengen allen kriegerischen Absichten gegenüber unerschütterlich bleiben werde.

Sie haben genug davon

Die nordamerikanischen Offiziere haben den Versuch aufgegeben, die Notspanier in irgend einer Form als Soldaten zu erfassen. Der Sonderdienst des „Nicolo“ meldet dazu aus Tanger, die erste Gruppe nordamerikanischer Offiziere habe ihre Bemühungen niedergelegt mit der Begründung, diese Leute besäßen keinerlei militärischen Geist. Als eine weitere Gruppe US-Offiziere den Versuch machte, eine strenge Disziplin bei den Notspaniern einzuführen, hätten diese durch die Verübung einer Anzahl von Verbrechen gegen diese Versuche protestiert. Überall in den Dörfern rund um das Lager der Notspanier sei innerhalb weniger Tage eine Hochflut von Morden, Diebstählen mit bewaffneter Hand und Minderungen vorgekommen. Außerdem hätten zwei nordamerikanische Offiziere schwere Verletzungen durch Bajonettschläge davongetragen. General Eisenhower habe daraufhin zugunsten der Engländer und Franzosen auf die Notspanier verzichtet. Auch diese fänden die Anpassung der Notspanier bereits außerordentlich schwierig.

Der ständig wachsende Gegensatz zwischen Engländern und Nordamerikanern habe nach dieser Meldung bei den französischen Behörden eine tiefe Enttäufung hervorgerufen. Auf der anderen Seite seien die Engländer mit dem Wirken der französischen Behörden völlig unzufrieden und bezeichneten diese als „Verräter und Nordamerikanerfreunde“.

Vor einem neuen Fasten Gandhi?

Die indische Regierung breitet nach Abschluß des Fastens erneut Stillkämpfe über Gandhi aus und treiben. Er gilt wieder völlig als Gefangener, zu dem keine Besucher gelassen werden. Man glaubt allgemein, daß Gandhi einen vollen Monat für die Rückgewinnung seiner verlorenen Kräfte brauchen werde. Viele indische Kreise nehmen an, daß der Mahatma noch nicht völlig aus der Gefahrenzone heraus sei, da man nicht wisse, wie sein alter Körper nach einer so langen Fastenzeit auf Nahrung reagieren werde.

Sochzeit im Hause Liechtenstein

Das Land Liechtenstein feierte dieser Tage die Vermählung seines Fürsten Franz Josef II. mit der Gräfin Georgina von Wilczel. Es war das erste Mal in der Geschichte des Fürstentums Liechtenstein, daß eine seiner Fürstinnen die Vermählung im Lande selbst vollzog. Am Vorabend versammelte sich vor dem Rathaus der Stadt Vaduz die Bevölkerung, um ihren Fürsten und der neuen Fürstin zu huldigen, und nach der Krönung stellte sich das Fürstenpaar seinen 12 000 Untertanen vor, in deren Namen der Landtagsabgeordnete Frömmelt und der Regierungschef Dr. Hoop Glückwünsche und Freueßwörter ausbrachen. Dr. Hoop sprach dabei von der hohen Reife des Fürstentums im Herzen Europas und der Herzlichkeit und Freundschaftlichkeit der nachbarlichen Beziehungen zum Deutschen Reich und zur Schweiz. Bei einem Empfang der zahlreichen ausländischen Gäste beim Fürsten teilte der stellvertretende Regierungschef Dr. Vogt mit, daß vom Fürsten, vom König von Spanien und vom schweizerischen Bundespräsidenten Glückwünsche zur Vermählung eingetroffen seien.

Fürst Franz Josef II. ist 1906 in der Steiermark geboren. Er übernahm die Regierung des Fürstentums Liechtenstein zunächst als Stellvertreter am 30. März 1938 und als Fürst am 23. Juli 1938. Die Gräfin Georgina von Wilczel ist 1921 in Graz als Tochter des Grafen Ferdinand von Wilczel geboren.

Der Schädel brummt

Das Entstehen des Kopfschmerzes. Mit dem Schädelweh geht es wie mit dem Schnupfen: Auch die Kopfschmerzen gehören zu den am meisten verbreiteten Leiden, und fast jeder Mensch wird gelegentlich von ihnen gequält. Dennoch konnten die Ärzte bisher die Ursache der Kopfschmerzen nicht genau erkennen. Kopfschmerz und Kopfschmerz ist durchaus nicht immer das gleiche. Bald sitzt das Schädelweh nur über dem linken Auge in der Stirne, bald kopft es in der ganzen Gehirnhöhle; ein andermal hat der Betroffene das Gefühl, als wolle der ganze Kopf zerspringen. Der homöopathische Arzt, der seine Behandlung stets sehr genau nach den vom Patienten selbst gefühlten Krankheitserscheinungen einrichtet, achtet beim Kopfschmerz besonders auf den Sitz der Schmerzen und verschreibt danach oft ganz verschiedene Arzneien. Selbstverständlich berücksichtigt er aber auch, ob die Bangen des Kranken gerötet und aufgedunsen oder bleich sind, ob er Ohrenausen bei den Kopfschmerzen hat, oder ob er darüber klagt, daß ihm Flammen und Blitze vor den Augen tanzten.

Wie kommt es aber dazu, daß z. B. eine beginnende Nierenentzündung sich mit Kopfschmerz äußert? Wie die Kopfschmerzen im einzelnen Fall entstehen können, das ist mit dem Wissen um ihre Beziehungen zu den Organen und um ihre verschiedenen Erscheinungsformen eben noch nicht geklärt. Um aber die Kopfschmerzen von Grund aus richtig behandeln zu können, müßte man diese Zusammenhänge verstehen. Manche Ärzte machen den Hirnwasserdruck für das Entstehen der Kopfschmerzen verantwortlich. Die Hirnhaut und vor allem die Gehirne der feinen Hirnhäute sind sehr empfindlich, weil sie von zahlreichen Nervenfasern durchzogen werden. Wenn nun zu viel Hirnwasser vorhanden ist, spannt es die Häute und reizt damit die Nerven. Als Beweis für die Richtigkeit dieser Erklärung wird gerade der „Kater“ nach alkoholischen Ertrinken angeführt. Durch das Gift Alkohol werden eben jene Zellen gereizt, die das Hirnwasser absondern, sie steigern ihre Produktion und der Überdruck entsteht.

Kopfschmerzen entstehen durch Gefäßkrämpfe im Gehirn, letztlich also durch Versagen der Nerven! meinen demgegenüber die Neurologen. Die Blutzufuhr zum Gehirn ist dann unregelmäßig, da sich Schäden an den Organen über die Nerven zum

Britischer Terror-Angriff auf Nürnberg / 17 Bomber abgedolten

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Die Winterschlacht im Osten hält in unverminderter Stärke an. Die deutschen Truppen sind jedoch an der gesamten Front Herren der Lage. Sie sind im erfolgreichen Angriff, halten an anderen Stellen in unerschütterlicher Abwehr ihre Stellungen oder führen befohlene Abwehrbewegungen in verstärkter Frontlinie planmäßig durch.

Der deutsche Angriff im Raum von Charlow ist im Fortschreiten. Der Feind wurde nach heftigem Kampf aus weiteren Widerstandslinien geworfen. Zahlreiche Dörfer, u. a. die Städte Walki und Ljubotin, wurden im Sturm genommen.

Die Abwehrschlachten in den Kampfabschnitten von Drel und Saraja Russla dauerten auch gestern an. Die deutschen Divisionen, unterstützt durch unermüdbaren Einsatz der Luftwaffe, hielten dem mit massierten Infanterieverbänden angreifenden Gegner unerschütterlich stand und fügten dem Feind ungeheure Verluste zu. Trotz starkem Artillerie-, Panzer- und Schlachtfliegerangriff konnte der Gegner an keiner Stelle Geländegewinne erzielen.

An der nordafrikanischen Front verlief der gestrige Tag im allgemeinen ruhig. Zögerlichen aber zusehends fünf feindliche Flugzeuge ab. Feindliche Fliegerkräfte griffen bei Tage den Küstenraum der Westküste an. Bei Nacht die Stadt Nürnberg bei Spreng- und Brandbomben an. Die Bevölkerung hatte Verluste. Es entstanden größere Schäden, vor allem in Wohn- und öffentlichen Gebäuden. Einige kulturhistorische Stätten wurden vernichtet. Jagd- und Flakabwehr der Luftwaffe schossen insgesamt 17 feindliche Flugzeuge ab.

Dienstpflichtgesetz in den USA?

Völliges Fiasko der Freiwilligenwerbung

Stockholm, 9. März.

Mindestens 5 Millionen zusätzliche Arbeitskräfte müssen für die Industrie und Landwirtschaft mobilisiert werden, wenn Roosevelts sein Rüstungsprogramm und den geplanten Aufbau der amerikanischen Wehrmacht durchzuführen will. Diese Feststellung machte in ihrem Februarheft die bekannte US-Zeitschrift „Liberty“. Sie heißt daran die Frage: Lassen sich diese Arbeitskräfte noch durch freiwilligen Arbeitseinsatz aus der amerikanischen Bevölkerung herauslösen? Die Antwort der amerikanischen Zeitschrift auf diese für die Vereinigten Staaten heute brennende Frage war ein glattes Nein. „Liberty“ ließ keinen Zweifel darüber, daß es mit allen noch so eindringlichen Propagandamaßnahmen nicht möglich sei, einen stärkeren Arbeitseinsatz zu erreichen, und daß es unumgänglich notwendig sei, ein Arbeitsdienstpflichtgesetz zu schaffen, wenn man weitere Arbeitskräfte auf den Plan rufen will, um die zum Seeresdienst eingezogenen Amerikaner in den Fabriken und in der Landwirtschaft zu ersetzen.

Gleichzeitig mit diesem Eingeständnis mußte die amerikanische Zeitschrift aber auch zugeben, daß die Einführung einer zivilen Dienstpflicht in der amerikanischen Bevölkerung als undemokratisch angesehen und auf starken Widerstand stoßen würde. „Liberty“ konnte dabei auch nicht umhin, zuzugeben, daß die Organisation der amerikanischen Arbeitsvermittlung selbst noch immer nicht so funktioniere,

wie man es sich eigentlich in Washington vorgestellt hatte. Die Arbeitsämter und Arbeitsvermittlungstellen sind zum großen Teil lediglich auf die lokalen Bedürfnisse eingestellt und stehen in einem so losen Zusammenhang miteinander, daß eine erfolgreiche Zusammenarbeit nicht gewährleistet ist. „Liberty“ ging sogar so weit, diese Organisation der amerikanischen Arbeit offen als einen Skandal zu bezeichnen und sich darüber zu beklagen, daß bisher noch überhaupt kein wirksames und klares Produktionsprogramm geschaffen worden ist.

Das Problem der Organisation neuer Arbeitskräfte wird nun aber in den nächsten Wochen und Monaten unbedingt dringliche Maßnahmen erfordern, wenn die Vereinigten Staaten ihre landwirtschaftliche Produktion halten und die aus den Fabriken herausgezogenen Kräfte auch nur einigermaßen ersetzen wollen. In mehr als 130 Rüstungsproduktionszentren wird sich, so kündigt „Liberty“ an, im Frühjahr eine außerordentlich starke Krise in der Arbeitskräftebeschaffung ergeben, die auf normalem Wege nicht mehr behoben werden kann. In Detroit fehlen, so teilt die Zeitschrift im einzelnen mit, rund 96 000 Arbeitskräfte, in Portland 55 000, in Vancouver 75 000, in Buffalo 60 000 und in Baltimore über 60 000. Man hat versucht, auf freiwilligem Wege wenigstens in Baltimore ein Kontingent von 32 000 Männern und Frauen aufzustellen, hat aber trotz höchster Lohnangebote und unermüdblicher Propaganda nur etwa 12 000 Kräfte zusammenbringen können.

Kleine politische Nachrichten

An der Ostfront fanden, wie die römischen Blätter melden, zwei hochitalienische Offiziere den Selbsttod, nämlich der Kommandeur des 52. italienischen Artillerie-Regiments Torino, Oberst Wilfredo Rossi, und der Kommandeur des 82. Infanterie-Regiments, Oberst Enrico de Gennaro.

Der italienische Ministerrat trat unter dem Vorsitz des Duce zu einer Sitzung zusammen, auf der eine Reihe laienhafter Gesetzesentwürfe und Regierungsverordnungen durchgesehen und angenommen wurden. Auf Vorschlag des Ministers für Arbeitsproduktion wurde u. a. eine Verschärfung der Strafbestimmungen gegen diejenigen Arbeiter der Rüstungswerte beschloffen, die ihre Arbeit über 24 Stunden hinaus verfallen. Derartige Vergehen gelangen vor das Kriegsgericht.

Die „Times“ berichtet, in London sei die Nachricht von der Hinrichtung zweier führender polnischer Sozialisten in der Sowjetunion eingetroffen. Das Blatt enthält sich jeden Kommentars. Der Sowjetbotschafter Awinow in Washington habe dazu dem Präsidenten des amerikanischen Gewerkschaftsbundes lediglich mitgeteilte politische Sozialisten entwickelten eine „feindliche Tätigkeit“.

Ausführungen der englischen Wochenzeitschrift „News Review“ lassen die immer stärkere bolschewistische Durchdringung des britischen Industrieapparates erkennen. Bereits vor geraumer Zeit seien in den Großbetrieben der Flugzeugproduktion mehr oder weniger bolschewistische bzw. Werksmeisterstämme mit bedeutenden Vollmachten eingesetzt worden.

Die polnische Exilregierung in London hat ihren Generalkonsul für Syrien, Karaj-Giedienitz, abberufen. Dies geschah nach einem Protest der Polen gegen die beabsichtigte Rücküberführung polnischer Truppen nach der Sowjetunion, wo sie an der Front eingesetzt werden sollten.

Master Monday, der einige Wochen Schweden besuchte, erklärte in der „Sunday Times“, daß er den „starken Eindruck“ habe, daß in „ganz Schweden“ die Angst vor einem Sieg der Sowjetunion und der Gefahr des Bolschewismus „weit verbreitet“ sei.

Die Moskauer „Pravda“ warnt erneut das Sowjetvolk vor einem übertrieben Optimismus und begründet diese Haltung mit der immer noch fehlenden zweiten Front. Optimismus sei keineswegs am Platze. Deutschland arbeite fleißigst an der Totalmobilisierung und plane die Aufstellung neuer Armeen.

Der Chef der Londoner Flak, General Sir Frederick Hale, erklärte in einer Rede vor der Londoner Flakwehr, er müsse das englische Volk vor Flakmüdigkeit warnen. Die jetzigen ziemlich seltenen und lokal begrenzten Luftangriffe auf englische Städte aber auf London selbst seien nicht das letzte Wort Deutschlands. Man müsse in Zukunft mit weit stärkeren Luftangriffen rechnen.

Das Kriegsinformationsamt gab eine neue Verlustliste der nordamerikanischen Wehrmacht bekannt. Sie gibt im einzelnen an: 10 696 Tote, 11 629 Verwundete, 36 764 Vermisste, 7654 Gefangene. Das ergibt insgesamt eine Verlustliste von 67 743 Mann.

Brigadegeneral Everett Hughes ist, um General Eisenhower, dem Befehlshaber der Engländer, Amerikaner und übrigen Hilfswölker des Bolschewismus in Nordafrika, zu entsenden, zum stellvertretenden Oberkommandierenden der USA-Truppen in Nordafrika ernannt worden.

Der einflussreiche General der Tschanglingarmee Li Singti streifte, wie der Sender Tokio berichtet, Anfang März mit über 5000 Offizieren und Mannschaften die Waffen, um sich dem Lager der nationalchinesischen Regierung anzuschließen.

heilmittel, das „Gynergen“, zeigte aber ganz verschiedene Wirkungen, wenn es in großen oder in kleinen Mengen verabreicht wurde. Diese Tatsache fiel den Ärzten so stark auf, daß in der II. Medizinischen Klinik der Charité in Berlin hierüber eine besondere Untersuchung durchgeführt wurde: Tiere erhielten verschiednen starke Gaben von Gynergen und anschließend wurde gemessen, ob die Blutgefäße des Gehirns sich erweiterten oder verengten, ob die Blutzufuhr stieg oder sank. Durchweg führten große Dosen des Medikamentes zur Erweiterung der Blutgefäße, während das gleiche Präparat in sehr kleiner Menge gegeben die Gefäße zu-

ammenzog und die Blutzufuhr abriegelte. Dr. Schimert, der auf einer Sitzung der Berliner Medizinischen Gesellschaft über diese Experimente berichtete, teilte u. a. mit, daß auch eine Reihe weiterer Kopfschmerzmittel der gleichen Verengungsprüfung unterzogen wurde und das gleiche Ergebnis zeigten.

Gerade bei den Kopfschmerzen ist es — so erkennt man immer klarer — falsch, alles aus einem Punkte kurieren zu wollen. Die Zusammenhänge des Kopfschmerzes mit anderen Störungen im Körper, seine besonderen Eigenschaften im einzelnen Fall, ja, selbst die Tageszeit, an der es auftritt, geben dem Arzt wertvolle Hinweise für die Behandlung. Vor allem aber besitzen wir jetzt nicht mehr nur Mittel, die erfahrungsgemäß meist gegen Kopfschmerzen helfen, sondern man kennt nach den neuesten Untersuchungen auch genau die Art, wie sie wirken. Der Arzt kann daher ihre Verwendung sorgfältig auf jeden einzelnen Patienten ausrichten.

Dr. J. Hinrichsen.

Das Kind im Gedränge / Von Heinz Steguweit

Man verlange nicht, daß Joachim, der neunjährige Knirps, der sich gern an der Hand des Vaters über die Straße führen ließ, vom Sinn des Lebens wußte, als die Geschichte mit dem Luftballon entscheidend in sein junges Leben griff.

Der Jahrmarkt muizerte in der Stadt, lärmender Krubel mit Wursthunden, Schiffschaukeln und Degenschludern, das Gemüt des Jungen gab sich hehrlos aller Verzauberung hin, die von der Punctheit des Rummelplatzes und seinen fünftausend Menschen ausging.

Ein Sonntag im Sommer, Staubwolken und Eiswaffeln, herrliche Fülle —, kauf mir einen Luftballon, einen roten, einen knallig roten, stehe Joachim, und der Vater zückte schon das Geld aus der Tasche.

Drei Augenblicke später trug der Knabe das Spielzeug durchs Gemüß; wie eine große Kirche schwebte der Ballon, Joachim unklammerte den Faden, Seltsames träumend, etwa dies: Könnte man mit der Angel zur Höhe fliegen, über Kirchen und Kamine, ohne Gefahr und nur mit der Freiheit eines segelnden Vogels!

Stolz, sehr stolz war der Junge auf sein Spielzeug, und so ein Kind armer Leute zum roten Luftballon begehrend aufblickte, dort scholl das Gesicht des kleinen Joachim übermütig und voll Glück.

Als das Unheil geschah, übermühte: Der Knabe hatte schon oftmals den Faden angesetzt, um sich der kind empfindselnden Herrlichkeit zu erfreuen, als ein Windstoß, ach, eine mißgünstige Böe den Ballon von unten faßte und unwiederbringlich zum

Himmel trieb. Zwar tat Joachim einen kleinen Sprung, zwar tat der Vater einen größeren Sprung — bergablich; über die Bäume, die Büden, die Häuser hinweg erhob sich die Angel, von der Sonne wunderbar bestrahlt.

Joachim wurde weiß vor Schreck. Dann meinte er, und endlich konnte nur noch ein Schrei das bezauberte Herz erklingen, laut und jämmerlich. Aber: Nunmehr triumphierte die Volksmenge, drei- und fünftausend Köpfe tauchten zum Firmament, jubelnd, die Hände rühmend, in die Woten klatschend; schielte den Luftballon! Schaut den Ausreißer, rot wie eine Beere, flink wie eine Schwalbe!

Also hatte das Karussell. Also blieb dem Ausreißer am Glühkrad die Stimme stehen: Alles harrte in die Luft, alles suchte in den Wolken, als habe sich etwas Wunderbares ereignet —!

Der kleine Joachim wurde untröstlicher mit jedem Augenblick, das aus der Menge flog. Da zog der Vater seinen Sohn in eine Seitengasse, wo es still war und einsam: „Mein Junge, neun Jahre bist du alt? Soll ich dir vorrechnen, wieviel wir gewonnen haben mit unserem Verlust? Zwei Groschen Lohnte der rote Luftballon, und als er zum Himmel flog, hat er wohl fünftausend Menschen eine Freude gebracht. Das ist ein Vermögen, glaub es mir!“

Zurück ließ der Knabe das Schluchzen sein. Zwar trocknete er die Augen um Wangen am Kinn; doch aber sein geringer Verlust zum Gewinn geworden war, das wird er später erst begreifen, ich weiß es, denn Spielkinder haben ihre eigene Zukunft!

Der deutsche Geschichtswissenschaftler Prof. Müller, der nach der Weibergewinnung der Wehrfreiheit die Leitung der Artillerieabteilung und der gesamten Kriegserziehung der Kruppwerke übernommen hatte, gab der D. Z. zufolge in einem Vortrag Einblick in sein Arbeitsfeld. Die gegenüber dem ersten Weltkrieg veränderte Taktik erforderte eine nach neuen Grundfragen aufgebaute Bewaffnung. Nicht nur die Leistung der Geschütze ist größer, sondern auch ihre Beweglichkeit, so daß eine Erhöhung des Gewichtes nicht erfolgen durfte. Die Nichtmöglichkeit hat sich vergrößert und damit die Wirkung. Feldgeschütze können heute nach allen Seiten feuern, also ohne Stellungswechsel in mehrere Kampfhandlungen eingreifen. Besonders bedeutsam ist es, daß es gelang, die wichtigsten Teile der Feld- und Flakgeschütze auswechselbar zu gestalten, eine Aufgabe, die sich im ersten Weltkrieg als unlösbar erwies.

Es mag phantastisch klingen, daß die Lebensdauer des Rohres bei einem mittleren Feldgeschütz nur eine Minute beträgt, aber in dieser Zeit würden infolge der kurzen Zeit des einzelnen Abschusses insgesamt 5000 Granaten das Rohr verlassen. Der gesteigerten Leistung unserer Geschütze muß auch das Material entsprechen. Trotzdem ist es gelungen, auf solche Rohstoffe, die wir nicht über nur in beschränktem Umfang besitzen (Kupfer, Nickel usw.), weitgehend zu verzichten. Die normalen Waffen enthalten davon nicht ein Gramm. Was dieser Erfolg, der uns gegen die Blockade unempfindlich macht, für die Entlastung unserer Rüstungskraft bedeutet, ist ohne weiteres zu verstehen. Die Leistungssteigerung beschränkt sich natürlich nicht auf die Geschütze; auch die Wirkung der Munition wurde ständig vergrößert.

Professor Müller sprach auch über die Entwicklung schwerer Artillerie für die Bekämpfung von Befestigungen, wie die Maginot-Linie und Sevastopol. Wenige Männer machen sich an die Konstruktion eines gigantischen Gerätes, das größere Schußweite als ähnliche Geschütze im ersten Weltkrieg besitzt. Es ergaben sich schwierige Probleme bei der Fertigung, mühten doch riesige Stahlblöcke gewalzt und geschmiedet werden, deren Bearbeitung ganz neue Einrichtungen erforderte. Wie gewaltig dieses Gerät ist, geht daraus hervor, daß es der Last eines langen Güterzuges entspricht. Seine Leistung beim Abschuss beträgt ein Vielfaches der „Diesels Vertica“ und ist mehrmals so groß wie die eines schweren Langrohrgeschützes, das vom Heer verwandt wird. Die Lösung dieser Aufgabe erforderte die technische Neuerungen, zumal das Geschütz trotz seiner Größe ohne Schwierigkeiten transportiert werden muß und sein Auf- und Abbau nur einen Tag erfordern darf.

In einer fremdsprachigen Rundfunksendung über Englands Ernährungslage, die London für nahe nichtenglische Hörer in den Vetter hinaus sendete, erging sich der Sprecher in einer Aufzählung der Gemüse, die es in England noch in Frühe und Fülle gäbe. Da trafen nicht nur täglich frische Bananen, Obst und Kaffee aus Ceylon, Fleisch aus Argentinien und Brantwein aus Kanada ein, sondern auch Getreide und Lebensmittel aus den USA. Demgegenüber steht an der Spitze der englischen Presse der letzte Bericht des Landwirtschaftsministeriums über die Versorgungslage der Insel. Darin heißt es, daß im Jahre 1943 mindestens 1 000 000 Acker Land (etwa 450 000 Hektar) mehr umgepflügt werden müßten als im Vorjahre, da sonst — wie es wörtlich heißt — die Ernteerträge für 1943 nicht sichergestellt werden könne. Selbst wenn man auch die öffentlichen Parkanlagen in nutzbarer Ackerfläche umwandelt, fehlen nach Ansicht des Landwirtschaftsministeriums wenigstens 500 000 Menschen, um diese zusätzliche Ernte einbringen zu können. Diese Arbeitskräfte aber seien nicht vorhanden. Die Landwirtschaftserträge sei bei einer Tagesleistung von 17 Stunden nicht in der Lage, diese vermehrten Erträge zu übernehmen, zumal grundsätzlich keine ausländischen Arbeitskräfte zur Verfügung stünden. — Daß jene gepriesenen Lederhosen nicht „in Fülle und Fülle“ aus den überseeischen Ländern nach England herangebracht werden können, dafür sorgen die deutschen U-Boote, und daß die britischen Inselbewohner ihren Nieren eng schnallen müssen, ist uns aus den Berichten ihrer eigenen Presse hinreichend bekannt.

Vermischte Nachrichten

Die zwei Pantoffeln

Von Franz S. Gschmeidler

Kleine Rundschau

Die 21 Jahre alte Erta Knosch, die sich wegen Einbruchsdiebstahls und wissentlicher falscher Anschuldigung vor dem Berliner Amtsgericht verantworten mußte, hielt zwar nicht die von ihr erhoffte Arbeit, aber dafür umso mehr von dem Element und herumtreiben. Sie hatte es fertig gebracht, bei ihrer eigenen Schwelgerei einen gewissen Einbruchsdiebstahl durchzuführen. Als die Schwelgerei auf ihrer Arbeitseinstellung weicht, war sie durch ein offenes Fenster in deren Wohnung eingedrungen und hatte dort einen Silberkrug, verschiedene Uhren und Kleingüter, zwei Hüte sowie ein Paar neue Schuhe gestohlen. Mit dem Erlöse der Beute amüsierte sie sich einige Tage in Berlin und fuhr dann für den Rest des Geldes nach Hamburg. Hier lernte sie im Wartsaal des Hauptbahnhofes einige Weibermächterinnen kennen, die nach Belgien weiterreisen wollten. Garmanette hätte sich die Angeklagte angeschlossen, aber sie beschloß sich nicht für die Fahrt. In der Erwartung, daß die Soldaten ihr ausreisen würden, schenkte sie draußes, daß ihr eben im Wartsaal die Geldbörse mit 480 Mark Inhalt gestohlen worden sei. Die erschrockene Weibermächterin ließ aber die Angeklagte nicht gehen, sondern ließ sie mit sich in die Tasse und brachte durch eine gemeinsame Sammlung ein Schmerzensgeld für die Garmanette zusammen, sie waren bestimmt, den Fall sofort zur Anzeige zu bringen. Garmanette wollte die Angeklagte gar nicht wissen, aber wohl oder übel mußte sie dennoch mit ihren heftig drängelnden Begleiterinnen zur nächsten Polizeiwache gehen. Dort ermittelte sie dann Anzeige gegen Unbekannt wegen Diebstahls von 480 Mark. — Anwaltsrat war aber auch von der bedrohlichen Schwelgerei, die bald herausbekommen hatte, wer bei ihr eingeklinkt war, Anzeige gemacht worden, und die Weibermächterin ging nicht mehr nach Belgien, sondern nach „Ruhig“ in die Provinz. Das Urteil gegen die Angeklagte lautete auf ein Jahr Gefängnis.

Zur Zeit des Kalifen Harun al Raschid lebte in Bagdad der Seidenhändler Abu Kasim, ein Mann, ebenso reich wie gründig. Sein Grundbesitz war: viel ererbte und wenig brauchte. Er trug Kleider, schon so alt und abgebraucht, daß man ihre Farbe nicht mehr erkennen konnte, und Pantoffeln, die faustgroße Löcher hatten und dabei über und über geflickt waren. Sämtliche Schulden der Bagdad hatten schon daran ihre Rinde verlohren. Die Pantoffeln Kasims waren Stadberühmt. Wenn man einer wichtigen Sache Ausdruck verleihen wollte, mußten immer Kasims Pantoffeln zum Vergleich herhalten. Der Reiz ist die Wurzel allen Übels. Das sollte Kasim mit der Zeit auch erfahren. Einmal Tages hatte er im großen Basar einen zugrunde gerichteten Händler um billiges Geld eine fastliche Menge Kristallgläser und duffschwermes Nisidn abgekauft. Er freute sich über dieses gute Geschäft und beschloß, den Tag zu feiern. Er gedachte, ins Hamam zu gehen, wo er schon lange nicht gewesen war. Jedes Bad ist eine leibliche Wiedergeburt. Kasim ging daher vergnügt dahin, festlich gestimmt, denn dem Badestag soll man halten wie den Sonntag. Vor dem Hamam traf er Dales, den Stadtrichter des Kalifen, der ihn grüßte und mit einem Blick auf die Pantoffeln Kasims sagte: „Du machst dich schon zum Gespött der ganzen Stadt mit deinen alten Schlapfen an den Füßen. Kauf dir doch andere Schuhe!“ Kasim lächelte säuerlich. „Besser ist zu besitzen als zu wünschen“, meinte er. „Ich kann mich nur schwer von den lieben alten Pantoffeln trennen und finde, sie sind noch nicht so abgenutzt, daß man sie wegwerfen sollte.“ Damit grüßte er und verschwand im Hamam. Hier kehrte er sich bei der Rückkehr um und stellte seine Pantoffeln vor die Ankbeder. Nicht viel später kam auch der Stadtrichter ins Bad und bezog eine Kabine neben Kasim, und stellte auch seine Pantoffeln neben die Tür im Vorraum des Hamam. Dales, der seinem Freund Kasim nachgeschaut war, benützte die Gelegenheit, ihm einen Schaber nach zu spielen, indem er die beiden Pantoffelpaare vertauschte. Als nun Kasim das Bad verließ, sah er zu seinem größten Staunen vor seiner Ankbeder seine Pantoffeln stehen. „Aha“, sagte er halblaut vor sich hin, „die hat mir Dales als Geschenk gebracht.“ Vergnügt schlüpfte er in die Pantoffeln und ging damit davon. So vergnügt Kasim war, so berührt war aber der Stadtrichter, als er das Bad verließ und statt seiner neuen Pantoffeln die alten Schuhe Kasims vor seiner Ankbeder stehen sah. Er schlug Alarm, rief nach der Wache und ließ Kasim ins Gerichtsfängnis bringen. „Du hast mit meine Pantoffeln gestohlen“, berichtete er ihm an. Unschon benutzte Kasim seine Anschuldigung, er habe geglaubt, die neuen Pantoffeln seien ein Geschenk seines Freundes Dales, und nur in diesem guten Glauben die Pantoffeln gestohlen. Der Richter kannte keine Gnade und beurteilte Kasim zu einer hohen Geldstrafe wegen Diebstahls.

Kasim zahlte jammernd und mit vielen Bittwünschen auf die elenden Schuhe und schürzte dann, um nicht gehen zu werden, durch die versteinerten Gassen heim. In seiner Seele brannte wilder Zorn. Er haberte mit Allah und seinem Schicksal. Dabei schämte er die Pantoffeln von den Füßen. „Ich will euch nimmer sehen, verfluchte Schuhe“, schrie er, nahm sie und warf sie in weitem Bogen durch offene Fenster in den Tisaris, der drunten breit und träge vorüberfloss. Klatschend spritzte das Wasser auf, als die Pantoffeln gluckend darin versanken. An einem Tag trafen umseit vor dem Hause Kasims arabische Fischer ihre Netze aus, und einer von ihnen zog in seinem Netz unter anderem einen Reiger der anderen nichts anderes aus dem Wasser als Kasims trübsinnige Pantoffeln. „Verdammt Zeug“, rief er. „Das ganze Netz haben sie mir zerissen. Wehe wieder dorthin, woher ihr gekommen seid!“ Dabei nahm er die Pantoffeln und schmiss sie Kasim durchs Fenster ins Zimmer. Dort polter-

ten sie mitten in die Kristallgläser mit dem Nisidn, die klirrend in Scherben zerbrachen, indes das Del in dünnen Bächlein auf dem Fußboden verirrte. „Weh mir!“ sagte Kasim, als er das angerichtete Unglück sah. „Diese verfluchten Pantoffeln sind noch mein Zorn!“ Er nahm sie wütend und trug sie in den Garten. „Ihr sollt mir keinen Schaden mehr tun“, murmelte er. Mit einem Spaten grub er ein tiefes Loch, warf die Schuhe hinein und schaufelte zu. Ein Nachbar hatte ihn dabei beobachtet. Kasim war mit ihm befreundet. Beide Nachbarn sind schlimmer als Rauchschräger. Und dieser Nachbar hatte nichts Geringeres zu tun, als zum Statthalter zu laufen und zu melden, Kasim habe heimlich einen Schatz vergraben. Der Statthalter schickte seine Mannen und ließ Kasim holen. Er leugnete, in seinem Garten etwas vergraben zu haben, am allerwenigsten einen Schatz; aber der Statthalter glaubte ihm nicht, ließ den Garten umgraben, und dabei förderte man die alten Pantoffeln Kasims ans Tageslicht. Eine hohe Geldstrafe war auch diesmal das Ende vom Lied; denn niemand, behauptete der Statthalter, sei so töricht, alte Schuhe zu vergraben, und es noch dazu heimlich zu tun. Nun hatte Kasim seine alten Pantoffeln wieder. Und er trug sie bei Einbruch der Dunkelheit hinaus vor die Stadt und warf sie in die Wasserleitung. Erleichterter Gemüts schritt er durch die dunklen Gassen, ob denen die Sterne silbernen funkelten, und war nun überzeugt, die verfluchten Schuhe endlich und glücklich los zu sein. Aber ein böser Zufall schickte die Pantoffeln im Staubeden lust in die Rohrzuleitung, wo sie wie Wasserzufuhr behinderten. In Bagdad hatte man plötzlich keinen Tropfen Wasser. Fieberhaft suchte der Brunnenwärter nach der Ursache und fand endlich Kasims Pantoffeln im Wasserrohr stecken. Wieder wurde Kasim vor den Rasi gebracht, um sich wegen der verfluchten Pantoffeln zu verantworten. Und wieder mußte er tief in den Sadel greifen, um die empfindliche Geldstrafe zu bezahlen, die ihm diktiert wurde. Mit den Pantoffeln unterm Arm verließ er das Gerichtsgebäude, mehr einer Trauerweide gleich denn einem Menschen. Stundenlang sah er dabei und dachte nach, wie er sich des unheilvollen Schicksals entziehen könnte. Und da kam ihm der Einfall, die Pantoffeln zu verbrennen. Weil sie aber noch trübsinnig waren, stellte er sie auf den Altan zum Trocknen. Eine Weile lagen nun die beiden Pantoffeln friedlich in der Sonne, als sie der Hund des Nachbarn erpähte. Nischen und Schürfen ist Hundennatur. Der Hund sprang neugierig auf den Altan, bewachte die Pantoffeln, dann ergriff er spielerisch einen von den anderen und warf sie übermütig in die Luft. Unschlüssig blickte er sich um, als er sah, wie die Pantoffeln auf der Straße hinunter, als eine schwangere Frau vorüberging, der die Pantoffeln so wichtig den Kopf umschlugen, daß sie vor Schreck eine Krämpfe bekam. Wieder stand Kasim seiner Schuhe wegen vor dem Rasi und war der Verzweiflung nahe, als ihn der Richter abermals zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurteilte. „O ihr abhöllichen Pantoffeln“, rief er ein ums anderemal und stampfte auf ihnen zornwütig herum. „Ihr habt mich zum Bettler gemacht! Ich bitte euch, erhabener Herr, gerührt doch in Einkunft, mich nicht mehr für das verantwortlich zu machen, was diese elenden Schlapfen noch anrichten werden.“ Der Richter konnte nicht anders, er mußte lachen. Dann aber legte er das Gesicht in fremde Amfalten und sagte, nicht ohne Mitleid und Güte: „Mein lieber Kasim, geh und nimm mit dir den trübenden Gedanken, daß Allah auch das widerwärtigste und schmerzliche Schicksal nur aus Liebe sendet, um die Bekehrung des Menschen zu künden. Das dir aus allem eine Lehre sein, was daraus erhellt, wenn man getzig ist, und welche Folgen sich ergeben, wenn man seine Pantoffeln nicht oft genug wechselt... Und nun geh in Frieden!“

Ein Volksgenosse aus dem Siegerland, der in Dörfen eingeseht ist, hatte das seitene Glück, an einem Tage gleichzeitig Vater und Großvater zu werden. Im gleichen Tage erlebte ihn die Naacht, das sowohl seine Frau wie auch seine Tochter je einem gesunden Knaben das Leben geschenkt haben. Die Frau zählte 45 Jahre, die Tochter hat soeben das 23. Lebensjahr vollendet. Die beiden Neugeborenen sind von Anfang ihres Lebens an Dunkel und Stiefel. In dem saarländischen Dörfchen Aulerbach ist der Sanwiler Kilians Tag jetzt 100 Jahre alt geworden. Der noch rüstige Alte hat in seinem ganzen Leben noch keinen Arzt beantragt. Im vorigen Weltkrieg hatte ein Kopfwunde aus Ahenau in Rheinland an der Front eine Einschnürung erhalten. Trotz wiederholter Verluste, auf operationem Wege den Fremdkörper zu entfernen, verblieb ein Granatsplitter in der Einschnürung zurück. Dieser Tage nun trat bei dem ehemaligen Frontkämpfer an der Seite ein Geschwister auf. Als es schließlich auftrug, wurde der vor 36 Jahren eingedrungene Splitter schließlich sichtbar und konnte jetzt mit Leichtigkeit herausgeholt werden. Wegen Kindesmishandlung wurde die 36 Jahre alte Frau Anna F. aus Biffingen/Eng von der Stuttgarter Jugendkammer an Stelle von sechs Wochen Gefängnis zu 250 Mark Geldstrafe verurteilt. In einem Kinderkranz schenkte ihrem Sohn und einem schicksaligen Nachbarjungen hatte sie auf diesem mit der Frau bezahlt eingeschlagen, als er noch monatelang nach der Mithandlung an einer Schreckphysio litt. Eine Frau mußte im Herbst von Buppertal nach Radeburg reisen und war gezwungen, ihren kleinen Koffer mitzunehmen. Das Tierchen war in einem Transportkorb untergebracht und reiste im Gepäckwagen. Der Hund durchsuchte den Korb und verschwand. Nach dreieinhalb Monaten ist der Pflücker leicht abgemagert und mit wunderbaren Blüten heimgeführt. Bei Biffingen-Wald war der Hund feinergejagt entstrungen. Die von ihm zurückgelegte Strecke betrug mindestens 125 Kilometer. Einem waldbesitzenden Rastwagenführer in Uffenheim wurde ein Kaminrohr gebrochen, das als wertvolle Gesteinart angeseht ist. Das Tierchen besitzt zwei Weiber sowie zwei Hinterbeine und zwei Vorderbeine, die sämtlich ausgewachsen sind. Da das Tier bei seiner Geburt angegriffen wurde, hatte es keine lange Lebensdauer. Ein Defauer vermisst seit einigen Tagen seine Raucherlaterne. Er hatte sich schon mit dem Verlust abgefunden, als ihm eine Frau die vermisste Raucherlaterne brachte. Sie hatte aus einer Geisteskurie ein Stück entliehen und darin die Karte vorgefunden, die als Bescheidigung benutzt worden war. Auf der Suche nach einem Wege der allseitig gerechten Verteilung seiner knappen Vorräte an sämtliche Kunden hat ein norwegischer Usmacher im Seeland seine Fußstapfen nach Kottens-Gebirgen genommen. Er hat in der letzten Zeitung zu diesem Zweck eine Anzeige veröffentlicht, daß er seine alte Raucherlaterne abzugeben wolle. Die Anzeige ist in seinem Geschäft abgedruckt, aber nicht mehr als ein „Bühnen“ eines Leutes abgedruckt werden. Gegenwärtig stehen, so heißt es weiter in der Anzeige, „fünf Stück prima Weider“ zur Verfügung bereit. Als in einer schwedischen Küstenstadt im Zusammenhang mit einer Luftschußübung Luftsalz erzieht, begaben sich die Besitzer der Marktstände in so großer Eile in die Luftschußübung, daß sie sich keine Zeit nahmen, Bescheid über ihre Frischkäse zu legen. Die Mägen ließen sich diese günstige Gelegenheit nicht entgehen und schnappten einen Fisch nach dem anderen. Als die Verkäufer nach der Entwarnung an ihre Stände zurückkehrten, mußten sie zu ihrem Schrecken feststellen, daß ihre sämtlichen Fischvorräte in die Mägen der Vögel gewandert waren. Einem überzähligen Hund machte ein Arbeiter bei der Durchsicht von Abfallpapieren in einer Pappfabrik in Schwedt-Grimm. Er entdeckte sechs Kilo Gold in Borten, die einem Wert von mehreren Millionen Finnmark ausmachten. Es heißt sich heraus, daß das Abfallpapier von der Pappfabrik in Rumpsee kam, wo eine hochverehrte Wertung der Kupferbergwerke von Outokumpu, die auch in geringem Maße Gold gewinnen, auf bisher noch ungeklärte Weise in die Altpapierabfälle geraten ist. Einem Pariser Bettler, der sich seit vielen Jahren durch die Almosen mittelblauer Straßenpassanten durchs Leben brachte, konnte nachgewiesen werden, daß er sich in den letzten zwei Jahren allein durch den Verkauf eines einzigen Bankguthabens von 150 000 Franken vermehrt hatte. „Erparnisse“ wurden von der Polizei beschlagnahmt, der sonderbare Kapitalist wurde verhaftet. In einem kleinen Stadt auf der japanischen Nordinsel Hokkaido kamen 20 Kinobesucher ums Leben, als das Lichtspielhaus aus bisher noch nicht geklärter Ursache plötzlich in Flammen aufging. Die hohe Zahl der Toten erklärt sich daraus, daß infolge hohen Schneeeffalls die Notausgänge versperrt waren, weshalb die Kinobesucher nicht sofort ins Freie gelangen konnten.

Der Angeklagte S. in Braubach erkrankte sich zehn Jahre lang des besten Rufes bei seiner Frau, bis ein Schicksal jähre brachte, daß er von dem besten in letzten Grunde heilte, was es ein vertrauensvolles Zusammenarbeiten innerhalb der Betriebsgemeinschaft erfordert. Seine Frau erkrankte, daß er verschieblich Lebensweise und einmal Gasse aus dem Betriebe mit nach Hause genommen habe. In der Tat handelte es sich, wie der Angeklagte vor Gericht angab, nur um einige kleine Stücke Kaffeebohnen und um Selbstzufriedenheit aus einem letzten Jahr. Dennoch magte der Richter dem unbedingten Angeklagten nachsichtiglich. Das Urteil lautete auf ein Jahr Gefängnis.

An einem Ort bei Wehden an der Sieg lebten zwei Familien seit Jahren in einem Nachbarnverhältnis, der durch einen Streit, sich dann über das wechselfällig in den Gärten scharfe Fehde bis zu heftigen Örgenschlüssen auf den angrenzenden Weiden fortsetzte und zuletzt vor dem Schiedsmann und am Gericht endete, wo es einmal für diesen und das andere Mal für jenen ein Strafmandat abging. So ging der Streit und die gegenseitige Schelte weiter, bis es im Jahr 1897 der Herr von einer Fremde in Urlaub weckte und sich mit der Tochter des Nachbarn verlobte. Beide waren vor Jahren die Ursache des Nachbarnverhältnisses gewesen und haben nun als reife Menschen das Tor zum nachbarlichen Frieden wieder aufgetan. Die Liebe der Kinder beschante den Streit der Alten.

Eine harte Prüfung erlebte ein junger Student aus Oeldeburg, der sich auf eine Wandertour begeben hatte und dabei abstrakte. Zwei Nächte lag er bewußlos an der Wundstelle, und als er dann am nächsten Tage zu sich kam, mußte er feststellen, daß er ein gedrohenes Schicksal erlitten hatte. Seine Schritte waren unklar. Schließlich erlangte er im Jahr 1897 in einem unbedeutenden Sommerhaus zu schließen, das er in der Nähe fand. Mit großer Mühe kroch er in das Haus, wo es ihm gelang, mit Hilfe alter Kleider eine Art Bettlager herzurichten. Hier blieb er mit dem gedrohenen Bein zehn Tage liegen, ohne daß seine Silberfäden einen Erfolg hatten. Inzwischen wurde der Hunger immer unerträglich und der Verstand suchte selbst einen Ausweg. Er schliefte sich wieder und fand ein anderes Haus, das glänzend und modern war, in dem er aber Konserven entdeckte. Er hatte schon alle Hoffnung gefunden zu werden, aufzugeben, als es ihm gelang, mit seinen letzten Resten endlich ein bewohntes Haus zu finden, in einer Entfernung von einem Kilometer. Ein Bauarbeiter aus Oeldeburg wollte dort, der sofort die Überführung des jungen Mannes in ein Krankenhaus vorantrieb.

Ein Beispiel für nichterliche Weisheit, über das man in der ganzen Welt spricht, hat Habar Schalgam, ein Richter aus Trapezunt, mit einem jungt gefällten Urteil gegeben. Er hatte einen Fall zu entscheiden, der sich im Anfang eines Jahres im Erdbeben ereignete, der sich im letzten Teil Anatolien heimlich. Zwei Bauersfrauen, Zafik Raband und Eliza Schefski, die als Nachbarinnen in dem Dörfchen Osmitsch-Schach wohnten, waren in panischer Angst aus ihren Häusern geflücht, als die Erde zu bebenn begann, wobei sie in ihrer Kopflosgkeit ihre Kinder zurückließen. Als die Frauen nach der Katastrophe wieder heimkehrten, lag das Dorf in Trümmern. Bergweiser traten die Mütter durch die Ruinen. Da hörten sie das leise Wimmern eines Kindes. Mit Hilfe anderer Bauern gelang es ihnen, ein fünf Monate altes Knäbchen unversehrt aus den Trümmern zu bergen. Von dem anderen Kind fand man keine Spur. Und nun begann der Streit. Jede der beiden Frauen hatte ein fünf Monate altes Schönges gebort, das eine hieß „Zorun“, das andere „Schinar“. Und jede behauptete, das gesunde Baby sei das ihre. Es kam zwischen den beiden Familien zu erbitterten Auseinandersetzungen. Am Ende blieb nichts anderes übrig, als dem Richter die Entscheidung zu überlassen. Habar Schalgam gab sich jede schenklige Mühe, den Streit zu schlichten. Er behauptete, jede Mutter beharrte unerschütterlich darauf, daß das geborene Kind das ihre sei und daß das Kind der anderen dem Erd-

beben zum Opfer gefallen sei. Sie führten dafür zahlreiche Beweise an, die weder anerkannt noch entkräftet werden konnten. Im diesem unheilbaren Zustand ein Ende zu machen, griff Habar Schalgam zunächst zu dem berühmten salomonischen Rezept. Er erklärte allen Entsetz, es bleibe ihm nichts anderes übrig, als das Kind in zwei Teile schneiden zu lassen, damit er jeder Mutter die Hälfte geben könne. Aber dieses Urteil hatte keineswegs den gewünschten Erfolg. Denn beide Frauen fügten sich während auf den Richter, und nur das Eingreifen der anwesenden Polizisten verhinderte schändliche Szenen. Man sah, daß beide Mütter guten Glaubens und von ihrem Recht überzeugt waren. Das aber wollte Habar Schalgam nur feststellen. Denn nun fällt er seinen Urteilspruch. Er erklärte den beiden Müttern, es

ment machte oder seiner abwesenden Kollegen. „Oh“, meinte ich, „aber wenn ein Arzt eine Aertin ist und obenreine eine so hübsche, dann bin ich eben skeptisch, ich kann mir nicht helfen. Mein Bruder natürlich würde sich zehnmal lieber von Fräulein Doktor Lens kurieren lassen.“ „Er hatte aber keinen Splitter“, sagte Doktor Brent bebauernd. „Wahrscheinlich fest er sich auch einmal auf das Sauerkrautflaß, schlug ich vor.“ Er sah mich eine Weile an und begann dann zu lachen. „Haben Sie das absichtlich gemacht?“ rief er. „Zinaufgehet?“ erkundigte ich mich. „Ach! Den Splitter hineingerissen!“ Ich überlegte. Dann begann ich mich darauf, daß man immer die Wahrheit sprechen soll. „Natürlich“, erwiderte ich. — Er lachte derart, daß ich mich um ihn zu sorgen begann. „Zu Ihnen die Wunde nicht weh?“ erkundigte ich mich. „Mein, nein“, sagte er und lachte noch immer. „Das muß ich Eba erzählen — meiner Kollegin, wissen Sie. Es ist großartig.“ „Ihre zukünftige Frau, ja?“ fragte ich harmlos. Er hörte auf zu lachen. „Der? Eba? Fräulein Lens? Wie kommen Sie darauf? Wir sind zusammen in München Assistenten gewesen, sie fing damals gerade an. Außerdem sind wir enger verbunden.“ „Mein Bruder meinte es“, antwortete ich. „Sie haben einen ungewöhnlich liebevollen Bruder, glaube ich.“ „Ja, und Fräulein Lens hält uns aus irgendwelchen Gründen für ein Ehepaar und war Alexander böse, weil er sie einmal einlud.“ Ich erzählte ihm das Treffen mit Frau Mampfinger, und er begann wieder zu lachen. Dann überlegten wir gemeinsam, wie wir das Unglück Alexanders heilen könnten. Es ging ihm wie fast allen Menschen: er schloß sich zu Alexander hingezogen, noch ehe er ihn recht kannte. „Veranstalten wir heute ein großes Treffen“, schlug er vor. „Sie empfinden Sehnsucht nach einem Glas Bier und gehen mit Ihrem Bruder hier in die Wirtschaft. Und ich komme mit Eba.“ „Nein“, willigte ich ein. „Für wen tun Sie's, Herr Doktor, für Ihre Kollegin oder für Alexander?“ Er sah mich an. „Für Sie“, sagte er dann. Ich dankte entsprechend und hielt ihm mit großer Geste meine Hand hin. Ich hatte jetzt schon mehr erreicht, als ich erwarten konnte. Nun hätte ich nur

noch gern benutzt, wie das mit dem Schuß war. Eine Weile überlegte ich, ob ich nicht geradezu fragen sollte. Er hielt meine Schweigekammer für den krummen Ausdruck meiner heimlichen Gefühle. „Sie sind so still!“ Und bei dieser Frage entdeckte ich plötzlich, daß er nicht nur liebenswürdig und lustig sein konnte, sondern daß hinter dem lächelnden Gesicht ein anderes war, das ernst und würdevoll wirkte und um die vielen Hintergründe wußte, die denen wir unsere mehr oder minder glücklichen Epole aufzuführen. Ich seufzte, aber diesmal ohne Zwed. „Ach Gott! Ich sage ich ehrlich.“ „Haben Sie Sorgen?“ „Ich hatte welche“, sagte ich, „aber Alexander hat mich davon befreit.“ „Sie haben ihn sehr lieb, nicht wahr?“ „Einigermaßen“, erwiderte ich. „Ich habe sonst niemanden.“ „Er sah an mir vorbei. Ich auch nicht.“ „Ich meine“, sagte ich, „niemanden, der wirklich so ganz zu mir gehört wie Alexander. Freilich ist da noch tante Kollen, und ihre Sohn Maximilian. Und bis vor kurzem...“ „Ja?“ „Aber jetzt möchte ich nicht antworten. Ich ging ja auch nicht mit ihm spazieren, um ihm von mir zu erzählen. Im Gegenteil, ich wollte von ihm hören. So machte ich nur eine Handbewegung und sah ihn wieder an, um ladende Augen bemüht. Es mußte mir wohl gelungen sein, denn ich erlebte einen Wunderschein davon in seinem Gesicht. „Sie sind wieder ganz gesund, ja?“ erkundigte ich mich fürsorglich. „Ich glaube erst. Sie hätten Gruppe, aber dann erzählte mir die Krämerin drüben von Ihrer Verletzung. Und das war so gruselig...“ „Doch Sie sind unbedingt einen Splitter in die Hand speichen mühten!“ „Wenn Sie so eine Geschichte hören würden!“ „Was erzählte das die Gespenst denn?“ „Von einem Mesföler und einem Epientafschentuch, von einer hingelinkenen Gestalt und von Blut. Es war schlimm.“ „Also schlimmer als die Wirklichkeit. In Wahrheit habe ich mich nicht allzu sehr verletzt, und die Geschichte ist auf berheilt. In kurzer Zeit werde ich nichts mehr davon spüren.“ „Das freut mich“, sagte ich, „wenn auch Frau Wimmerers Geschichte interessanter war, besonders für junge Damen. Sehen Sie, wenn die Schattens-

hätte Gestalt einer eiferfüchtigen Dame, die auf Sie schielt, wirklich bestanden hätte, würden Sie einen noch tolleren Zulauf von Patientinnen haben.“ Ich sah ihn ruhig und freundlich an, während ich sprach. Sein Gesicht veränderte sich kaum, nur in seine Augen trat ein wachsender Ausdruck. „Frau Wimmerer hatte immer eine üppige Wastafel“, erwiderte er gelassen, „dafür ist sie bekannt, und deshalb geht ihr Kramladen auch so. Also eine eiferfüchtige Dame hat auf mich geschossen...“ Er lachte kurz. „Schade, daß es nicht stimmt“, sagte ich, gleichfalls lachend. Da Sie nun schon einmal nach hatten, hätte es Ihnen doch wohl nichts ausgemacht, es durch welche, weiße Hände serviert zu bekommen?“ „Gewiß nicht. Aber warum gerade Eiferfüchtigkeit? Es gibt doch noch andere, wirkungsvollere Motive. Ich könnte zum Beispiel ein Mädchen verführt haben, das Mädchen könnte ein Kind bekommen, will dazu natürlich auch den Vater... und schließlich...“ „Hübsch“, sagte ich anerkennend, „aber finden Sie das nicht etwas unlogisch? Das Mädchen möchte den Vater dann wohl doch lebendig haben?“ „Er machte ein erstauntes Gesicht. „Ja...“, sagte er unsicher. „Also dieses Motiv ist auch nicht das richtige. Und dann finde ich, daß Sie sehr richtig im Besonderen hätten sein müssen, wenn sich das alles in so kurzem Zeitraum abspielt haben soll. Sie sind doch erst seit kurzer Zeit hier.“ „Das wäre das Wenigste“, erwiderte er. „Schließlich könnte es ja auch folgendermaßen sein...“ Er überlegte. „Nun?“ fragte ich. „Es könnte eine Geschichte von früher sein, sagen wir — ein paar Jahre zurück.“ „Aus Ihrer Studentenzeit wäre dann am besten“, schlug ich vor. „Ach, das ist ja früh! Damals war ich noch nicht so virtuos im Verföhren. Das kam erst mit den Jahren.“ „Aha. Offenkundig hat dieses besondere Talent nicht Schaden genommen, seit Sie angeheiratet wurden?“ „Er lächelte eine Krabe. „Es scheint fast so“, sagte er schließlich. „Und das alles einer verführten Verführung wegen?“ behauerte ich ihn. „Sie müssen sich wirklich heute abend darüber trösten. Herr Doktor Ferdinand Georg Brent!“ (Fortsetzung folgt.)

Mein Bruder Alexander

Roman von RESI FLIERL

(Copyright by Knorr & Hirth A.G. München 1940)

VIII.

Ich stund auf dem Hof der Vorderseite des doktorischen Gartens. Dort pflegte Doktor Brent sich nach der Nachmittagspredigt zu erholen, wenn er nicht zu irgendeiner Visite mußte. Aber ich hatte Glück. Er erholte sich, mußte zu seiner Visite und lustwandelte genau in seinem Garten, wie ich drängen. Es war unvermeidlich, daß er mich sah. Ich hatte mich so schön wie möglich gemacht und war willens, mit ihm zu flirten, wenn es sein mußte. Ich hatte schon jetzt das Gefühl, als müßte es unbedingt sein. Nun, es würde nicht viel Selbstüberwindung kosten. Denn Tante Nikiten hatte ganz recht; er war wirklich liebenswürdig. Er kam durch das hintere kleine Gartentürchen auf mich zu. „Hallo, gnädiges Fräulein!“ rief er munter. „Was macht die Wunde?“

„Ich habe mir vom alten Johann im Stall ein Pflaster geben lassen.“ Es prange auf meiner Hand. Da unter dem Pflaster kaum etwas zu sehen war, vom einem roten Punkt abgesehen, wogerte ich mich entschieden gegen eine ärztliche Visitation. Herr Doktor Brent mußte sich zufrieden geben, er tat es auch, da ja nun das Gespräch obendies angeknüpft war. Ich fand, daß die Tante mit ihrer Theorie recht habe und daß er wirklich leichtsinnig sei, wenn er jetzt schon wieder auf eine andere schaute — auf mich, in diesem Fall. „Ja, sagte es ihm so gar.“ Sie sind sehr leichtsinnig. Herr Doktor! Unenaufschlag. „Aber warum nur?“ fragte er entrückt. „Dah Sie mich so laubbillich über in übrigen geschätzten Kollegin überliehen — und ich habe nun einmal zu meinem eigenen Geschick zu wenig Vertrauen!“ „Ich beschreibe ihm so mehr“, sagte er lachend. Ich hatte zu überlegen, ob er damit mit ein Kompliment machte oder seiner abwesenden Kollegen.

„Oh“, meinte ich, „aber wenn ein Arzt eine Aertin ist und obenreine eine so hübsche, dann bin ich eben skeptisch, ich kann mir nicht helfen. Mein Bruder natürlich würde sich zehnmal lieber von Fräulein Doktor Lens kurieren lassen.“ „Er hatte aber keinen Splitter“, sagte Doktor Brent bebauernd. „Wahrscheinlich fest er sich auch einmal auf das Sauerkrautflaß, schlug ich vor.“ Er sah mich eine Weile an und begann dann zu lachen. „Haben Sie das absichtlich gemacht?“ rief er. „Zinaufgehet?“ erkundigte ich mich. „Ach! Den Splitter hineingerissen!“ Ich überlegte. Dann begann ich mich darauf, daß man immer die Wahrheit sprechen soll. „Natürlich“, erwiderte ich. — Er lachte derart, daß ich mich um ihn zu sorgen begann. „Zu Ihnen die Wunde nicht weh?“ erkundigte ich mich. „Mein, nein“, sagte er und lachte noch immer. „Das muß ich Eba erzählen — meiner Kollegin, wissen Sie. Es ist großartig.“ „Ihre zukünftige Frau, ja?“ fragte ich harmlos. Er hörte auf zu lachen. „Der? Eba? Fräulein Lens? Wie kommen Sie darauf? Wir sind zusammen in München Assistenten gewesen, sie fing damals gerade an. Außerdem sind wir enger verbunden.“

„Mein Bruder meinte es“, antwortete ich. „Sie haben einen ungewöhnlich liebevollen Bruder, glaube ich.“ „Ja, und Fräulein Lens hält uns aus irgendwelchen Gründen für ein Ehepaar und war Alexander böse, weil er sie einmal einlud.“ Ich erzählte ihm das Treffen mit Frau Mampfinger, und er begann wieder zu lachen. Dann überlegten wir gemeinsam, wie wir das Unglück Alexanders heilen könnten. Es ging ihm wie fast allen Menschen: er schloß sich zu Alexander hingezogen, noch ehe er ihn recht kannte. „Veranstalten wir heute ein großes Treffen“, schlug er vor. „Sie empfinden Sehnsucht nach einem Glas Bier und gehen mit Ihrem Bruder hier in die Wirtschaft. Und ich komme mit Eba.“ „Nein“, willigte ich ein. „Für wen tun Sie's, Herr Doktor, für Ihre Kollegin oder für Alexander?“ Er sah mich an. „Für Sie“, sagte er dann. Ich dankte entsprechend und hielt ihm mit großer Geste meine Hand hin. Ich hatte jetzt schon mehr erreicht, als ich erwarten konnte. Nun hätte ich nur

noch gern benutzt, wie das mit dem Schuß war. Eine Weile überlegte ich, ob ich nicht geradezu fragen sollte. Er hielt meine Schweigekammer für den krummen Ausdruck meiner heimlichen Gefühle. „Sie sind so still!“ Und bei dieser Frage entdeckte ich plötzlich, daß er nicht nur liebenswürdig und lustig sein konnte, sondern daß hinter dem lächelnden Gesicht ein anderes war, das ernst und würdevoll wirkte und um die vielen Hintergründe wußte, die denen wir unsere mehr oder minder glücklichen Epole aufzuführen. Ich seufzte, aber diesmal ohne Zwed. „Ach Gott! Ich sage ich ehrlich.“ „Haben Sie Sorgen?“ „Ich hatte welche“, sagte ich, „aber Alexander hat mich davon befreit.“ „Sie haben ihn sehr lieb, nicht wahr?“ „Einigermaßen“, erwiderte ich. „Ich habe sonst niemanden.“ „Er sah an mir vorbei. Ich auch nicht.“ „Ich meine“, sagte ich, „niemanden, der wirklich so ganz zu mir gehört wie Alexander. Freilich ist da noch tante Kollen, und ihre Sohn Maximilian. Und bis vor kurzem...“ „Ja?“ „Aber jetzt möchte ich nicht antworten. Ich ging ja auch nicht mit ihm spazieren, um ihm von mir zu erzählen. Im Gegenteil, ich wollte von ihm hören. So machte ich nur eine Handbewegung und sah ihn wieder an, um ladende Augen bemüht. Es mußte mir wohl gelungen sein, denn ich erlebte einen Wunderschein davon in seinem Gesicht. „Sie sind wieder ganz gesund, ja?“ erkundigte ich mich fürsorglich. „Ich glaube erst. Sie hätten Gruppe, aber dann erzählte mir die Krämerin drüben von Ihrer Verletzung. Und das war so gruselig...“ „Doch Sie sind unbedingt einen Splitter in die Hand speichen mühten!“ „Wenn Sie so eine Geschichte hören würden!“ „Was erzählte das die Gespenst denn?“ „Von einem Mesföler und einem Epientafschentuch, von einer hingelinkenen Gestalt und von Blut. Es war schlimm.“ „Also schlimmer als die Wirklichkeit. In Wahrheit habe ich mich nicht allzu sehr verletzt, und die Geschichte ist auf berheilt. In kurzer Zeit werde ich nichts mehr davon spüren.“ „Das freut mich“, sagte ich, „wenn auch Frau Wimmerers Geschichte interessanter war, besonders für junge Damen. Sehen Sie, wenn die Schattens-

hätte Gestalt einer eiferfüchtigen Dame, die auf Sie schielt, wirklich bestanden hätte, würden Sie einen noch tolleren Zulauf von Patientinnen haben.“ Ich sah ihn ruhig und freundlich an, während ich sprach. Sein Gesicht veränderte sich kaum, nur in seine Augen trat ein wachsender Ausdruck. „Frau Wimmerer hatte immer eine üppige Wastafel“, erwiderte er gelassen, „dafür ist sie bekannt, und deshalb geht ihr Kramladen auch so. Also eine eiferfüchtige Dame hat auf mich geschossen...“ Er lachte kurz. „Schade, daß es nicht stimmt“, sagte ich, gleichfalls lachend. Da Sie nun schon einmal nach hatten, hätte es Ihnen doch wohl nichts ausgemacht, es durch welche, weiße Hände serviert zu bekommen?“ „Gewiß nicht. Aber warum gerade Eiferfüchtigkeit? Es gibt doch noch andere, wirkungsvollere Motive. Ich könnte zum Beispiel ein Mädchen verführt haben, das Mädchen könnte ein Kind bekommen, will dazu natürlich auch den Vater... und schließlich...“ „Hübsch“, sagte ich anerkennend, „aber finden Sie das nicht etwas unlogisch? Das Mädchen möchte den Vater dann wohl doch lebendig haben?“ „Er machte ein erstauntes Gesicht. „Ja...“, sagte er unsicher. „Also dieses Motiv ist auch nicht das richtige. Und dann finde ich, daß Sie sehr richtig im Besonderen hätten sein müssen, wenn sich das alles in so kurzem Zeitraum abspielt haben soll. Sie sind doch erst seit kurzer Zeit hier.“ „Das wäre das Wenigste“, erwiderte er. „Schließlich könnte es ja auch folgendermaßen sein...“ Er überlegte. „Nun?“ fragte ich. „Es könnte eine Geschichte von früher sein, sagen wir — ein paar Jahre zurück.“ „Aus Ihrer Studentenzeit wäre dann am besten“, schlug ich vor. „Ach, das ist ja früh! Damals war ich noch nicht so virtuos im Verföhren. Das kam erst mit den Jahren.“ „Aha. Offenkundig hat dieses besondere Talent nicht Schaden genommen, seit Sie angeheiratet wurden?“ „Er lächelte eine Krabe. „Es scheint fast so“, sagte er schließlich. „Und das alles einer verführten Verführung wegen?“ behauerte ich ihn. „Sie müssen sich wirklich heute abend darüber trösten. Herr Doktor Ferdinand Georg Brent!“ (Fortsetzung folgt.)

hätte Gestalt einer eiferfüchtigen Dame, die auf Sie schielt, wirklich bestanden hätte, würden Sie einen noch tolleren Zulauf von Patientinnen haben.“ Ich sah ihn ruhig und freundlich an, während ich sprach. Sein Gesicht veränderte sich kaum, nur in seine Augen trat ein wachsender Ausdruck. „Frau Wimmerer hatte immer eine üppige Wastafel“, erwiderte er gelassen, „dafür ist sie bekannt, und deshalb geht ihr Kramladen auch so. Also eine eiferfüchtige Dame hat auf mich geschossen...“ Er lachte kurz. „Schade, daß es nicht stimmt“, sagte ich, gleichfalls lachend. Da Sie nun schon einmal nach hatten, hätte es Ihnen doch wohl nichts ausgemacht, es durch welche, weiße Hände serviert zu bekommen?“ „Gewiß nicht. Aber warum gerade Eiferfüchtigkeit? Es gibt doch noch andere, wirkungsvollere Motive. Ich könnte zum Beispiel ein Mädchen verführt haben, das Mädchen könnte ein Kind bekommen, will dazu natürlich auch den Vater... und schließlich...“ „Hübsch“, sagte ich anerkennend, „aber finden Sie das nicht etwas unlogisch? Das Mädchen möchte den Vater dann wohl doch lebendig haben?“ „Er machte ein erstauntes Gesicht. „Ja...“, sagte er unsicher. „Also dieses Motiv ist auch nicht das richtige. Und dann finde ich, daß Sie sehr richtig im Besonderen hätten sein müssen, wenn sich das alles in so kurzem Zeitraum abspielt haben soll. Sie sind doch erst seit kurzer Zeit hier.“ „Das wäre das Wenigste“, erwiderte er. „Schließlich könnte es ja auch folgendermaßen sein...“ Er überlegte. „Nun?“ fragte ich. „Es könnte eine Geschichte von früher sein, sagen wir — ein paar Jahre zurück.“ „Aus Ihrer Studentenzeit wäre dann am besten“, schlug ich vor. „Ach, das ist ja früh! Damals war ich noch nicht so virtuos im Verföhren. Das kam erst mit den Jahren.“ „Aha. Offenkundig hat dieses besondere Talent nicht Schaden genommen, seit Sie angeheiratet wurden?“ „Er lächelte eine Krabe. „Es scheint fast so“, sagte er schließlich. „Und das alles einer verführten Verführung wegen?“ behauerte ich ihn. „Sie müssen sich wirklich heute abend darüber trösten. Herr Doktor Ferdinand Georg Brent!“ (Fortsetzung folgt.)